Des Lootsen Weib.

Von Jonas Lie.
Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.

(10. Fortsetzung.)

Trotz der Ueberwindung, welche es seinem Stolze kostete, war er in den nächsten Tagen fast bemüthig gegen sie und anerkannte warm und herzlich sein Unrecht. Er suchte sie sogar von seinen ernsten Absichten zu überzeugen, indem er sich eine Zeit lang mit den Damen des Kreises auf einen anderen Fuß stellte, und er erreichte auch wirklich, daß sie ihn scheinbar wie früher behandelte, das heißt ruhig und freundlich, wie in den letzten Jahren.*

Zu einer wahren Aussöhnung kam es nie von ihrer Seite. Dafür sah sie zu klar, daß sein Wesen einer losen Wolke glich und in Geist und Liebenswürdigkeit glänzen konnte, wenn das Licht des Augenblicks und der Ehre unter den Menschen auf demselben spielte; allein er war zu tief egoistisch, als daß eine wahre, ernste Liebe in ihm nur Wurzel schlagen, geschweige zu einem gemeinsamen Lebensbaum emporwachsen konnte.

Gefühlvoll, honnet und gutmüthig, wie er war, würde er jede Gattin ausgezeichnet behandelt haben, selbst wenn sie sich ihm nicht so unentbehrlich gemacht hätte, wie die seinige. Sie aber fühlte gut, daß sie in ihrer gesellschaftlichen Macht eine Art von Vertheidigungswaffe besitze; denn dies brachte ihn dazu, zu ihr aufzuschauen und dergleichen brauchte seine eitle Natur, um sie im besten Lichte zu sehen.

Mit Verzweiflung im Herzen erkannte sie, daß sie mit ihrer Liebe zu ihm einen Fehlgriff gethan, daß in ihm nichts Wahres und Treues war, woran man sich klammern konnte, nichts von alledem, was sie einst an ihm hatte zu bemerken geglaubt.

Sie kannte das Geheimniß dieses für die Welt so glänzenden Mannes—daß er nämlich kein Mann war.

In ihren Augen war ihr Gatte nur mehr ein geborstenes Ideal, an das sie gekettet war—so lange das Leben währte. In ihrem getäuschten Gemüth keimte Bitterkeit, und diese fraß sich um so tiefer, als sie dieselbe in der Seele verschließen mußte und Niemanden hatte, dem sie sich hätte vertrauen mögen.

Es blieb ihr nur übrig, klug zu sein, sich's an einer bequemen, in äußerer Hinsicht angesehenen Existenz genügen zu lassen und sich das Zusammenleben möglichst erträglich zu machen.

Das Dasein war ihr öde und leer geworden und gerade in Momenten, wie wenn ihr Mann unter Beifall mit einer feurigen Tischrede glänzte, schien es ihr, das klinge, als klapperte die Leerheit. Ihren Eltern versicherte sie stets mit Eifer, daß sie sich vollkommen glücklich fühle, wenn jene ihre Blässe nicht begreifen wollten, und dieselben wußten ja auch, daß sie es in jeder Hinsicht gut habe.

Ihr einziges, tieferes Interesse war ihr Sohn Frederik, welchen sie streng erzog, weil sie des Vaters Natur in ihm zu entdecken glaubte.

Für Elisabeth hatte sie stets eine warme Empfindung bewahrt und sich jedesmal sehr gefreut, wenn sie von ihr Grüße empfing. In ihrer Erinnerung stand das schlanke Mädchen als eines der Geschöpfe, zu denen sie sich am meisten hingezogen gefühlt hatte. Nach der großen Enttäuschung, welche sie erlebt hatte, sah sie oft ganz klar das ausdrucksvolle Gesicht vor sich, das so viel Thatkraft und Gemüth verriet.

Sie hatte Elisabeth hie und da in Arendal gesehen und glaubte zu wissen, warum diese einer Begegnung stets auszuweichen schien; Marie hatte nämlich einmal in ihres Mannes Lade unter alten Briefen den Zettel gefunden, den Elisabeth ihm einst geschrieben.

Für sie war das kein Schlag — da kannte sie zu gut ihres Mannes flüchtige Natur, und sie hatte ja leider schon jedes tiefere Verhältniß zu ihm längst aufgegeben.

So oft aber Marie die Frau des Lootsen flüchtig auf der Straße erblickte, spähte sie forschend in ihrem Gesichte, ob sie auch glücklich aussehe; doch sie meinte, sie entdecke an ihr etwas Gedrücktes. Und als sie dann vernahm, daß der Lootse so hart und unzugänglich sei, da glaubte sie Gewißheit zu haben, daß auch Elisabeth in ihrer Ehe nicht glücklich sei.

Sie fühlte den Drang, sich gegen Elisabeth auszusprechen, wie keinem anderen Menschen gegenüber—von ihr zu hören, daß sie doch nicht von Beiden die Unglücklichere sei.

Auch Elisabeth hatte sich gesehnt, die frühere Freundin wiederzusehen. Aber das Beck'sche Haus war für sie aus mancherlei Ursache verbotener Grund. Allein sie hatte bemerkt, daß Marie auffallend bleich geworden.

Besonders einmal hatte sie diesen Eindruck, als sie mit ihrem Sohn unten bei der Landungsbrücke stand, eben im Begriff, heimzureisen. Da kam in einiger Entfernung Frau Beck am Arme ihres Mannes vorbei und wendete lange den Kopf ihr zu. Ihr Blick weilte so traurig und zögernd auf ihr, als ob er ihr etwas sagen oder anvertrauen sollte, und unwillkürlich grüßten sich Beide.

Darauf vergingen Jahre, ohne daß sie sich sahen; denn Elisabeth kam in jener Zeit fast nie nach Arendal.

XXVI.

Nun versetzen wir unseren Leser in jene Nacht, welche wir zu Anfang unserer Erzählung geschildert, in der Salve, von seiner wilden, finsteren Laune getrieben, mit seinem Sohne in die See gegangen war.

Diese Nacht verbrachte Elisabeth in einer Gemüthsstimmung, welche noch aufgeregter war, als sonst nach ähnlichen Scenen.

Als Salve sich an ihrem Sohne vergriff, da war in ihr etwas aufgelodert, was sie mit Mühe zurückwang, und mit einem gewissen Schreck empfand sie, wie nah sie einem Ausbruch gewesen; — nur die lange Gewohnheit der Unterwerfung hatte ihr möglich gemacht, auch diesmal zu schweigen.

Die so oft wiederholten Entschuldigungsgründe, diesmal tauchten sie nicht empor. Still saß Elisabeth in dieser Nacht, überblickte die verschwundenen Jahre und merkte mit Verzweiflung, wie sie watete und arbeitete und nicht vorwärts kam, und daß ihre Geduld nun endlich auf die Neige ging.

Hatte sie denn gar kein Recht? Sollte so fortgeschwiegen werden, bis Eines von ihnen auf den Kirchhof zu Tromö gebracht wurde?

Diese Gedanken waren nun einmal geweckt und ließen sich nicht verscheuchen; sie ruhten auch nicht am folgenden Tage und ließen sie bei keiner Arbeit sitzen. Elisabeth fürchtete sich selbst davor, wie sie Salve empfangen würde, wenn er unvermuthet von der Fahrt heimkäme, denn sie fühlte sich außer Stande, sich zu beherrschen. Ihre Stube ward ihr plötzlich so enge und schwül wie ein Gefängniß, in welchem sie viele Jahre gesessen. Sie nahm den kleinen Henrik in die Arme, um sich zu beruhigen.

Am Abend überfiel sie heftiges Weinen; alle Gedanken, welche sie gehegt, dünkten ihr so sündig; sie fühlte, wie trotz Allem sie Salve doch liebte, und sie schluchzte in ihre Hände hinein.

Doch war ihr noch immer, als sei etwas Ernstes geschehen, als könne sie dieses Leben nicht länger ertragen.

An einem der nächsten Tage kam ihr Nachbar in die Stube und brachte Botschaft von der Muhme. Dieselbe lag schwer krank darnieder und wünschte, daß Elisabeth zu ihr hineinsehe. Diese fuhr auch sogleich mit Henrik nach Arendal und hinterließ für Salve, den sie daheim erwartete, Bescheid über das Vorgefallene.

Sie freute sich fast, bei seiner Ankunft nicht zugegen zu sein.

* * *

Daß Mutter Kirstine krank geworden, war im Orte ein Ereigniß von einiger Bedeutung; denn durch ihre vieljährige Thätigkeit als Krankenpflerin war sie mit vielen Familien in gewisser Verbindung — so auch mit der Beck'schen. Die Familienväter erinnerten sich, ihr Gesicht über sich gebeugt gesehen zu haben, wenn sie als Kind an Fieber oder an Masern erkrankt gewesen, und selbstverständlich war sie stets zugegen, wenn irgend Jemand heftiger erkrankte. Es lag schon ein Trost im Anblick dieser sticken, ruhigen Frau mit dem stillen Tact und der reichen Erfahrung, der unerschöpflichen Fähigkeit, zu wachen und den wohlbekannten Eigenheiten, die keinen Widerspruch duldeten.

Der Arzt mußte bald entdecken, daß hier das Verhältniß ein verkehrtes war und daß er, um seines Ansehens in der Stadt willen, das Vertrauen der Wärterin gewinnen mußte und nicht sie das seinige.

Auch die junge Frau Beck hatte sich, gleich den Anderen, stets erkundigen lassen, wie es ging, und nun verlautete, das Schlimmste sei glücklich überstanden.

Frau Beck konnte diese gute Gelegenheit, Elisabeth zu sehen, nicht unbenützt vorbeigehen lassen, und eines Vormittags begab sie sich hinüber.

Mutter Kirstine war in ruhigem Schlaf verfallen und Elisabeth saß an der Muhme Bett, als sie durch's Fenster Frau Beck erblickte. Sie begriff gleich, daß diese hereinkommen wolle, und erwartete mit klopfendem Herzen, daß man im schmalen Eingange die Thürklinke versuchen würde.

Frau Beck mußte lange draußen im Vorbau gestanden sein, denn es dauerte eine gute Weile, ehe man an die Klinke rührte. Da ging Elisabeth leise hinaus und öffnete.

Sie standen Antlitz zu Antlitz. Elisabeth's Augen waren thränenerfüllt; doch auch Frau Beck schien es nicht ganz leicht zu fallen. Ihr Blick hatte etwas vornehm Verlegenes und sie drückte Elisabeth die Hand, gleichsam um auf diese Art ihre Gefühle zu erwidern. Und es lag etwas in ihrem bleichen Gesichte, das Elisabeth sagte, daß sie beim Wiedersehen dachte, auch Andere könnten Kummer haben!"

„Wir tragen Alle unser Theil — und es ist oftmals recht schwer!" meinte Elisabeth; sie verstand recht gut, was in Frau Beck's Worten lag, und sah sie theilnahmsvoll an. Direct antworten wollte sie nicht auf etwas, was, wie sie glaubte, der Anderen wider Willen entschlüpft war; daher sagte sie:

„Sie haben einen Sohn, Frau Beck, glückliche Verhältnisse und vielerlei, wofür Sie leben können!"

„Wofür ich leben kann!" rief diese, „wofür ich leben kann! — Ich will dir etwas sagen, was Niemand weiß außer du. Ich sterbe Tag für Tag — ich weiß am besten, wie viel von mir noch übrig ist. Wenig nur ist's und wird immer weniger." Sie redete in bleicher, kalter Ekstase.—„Du bist das einzige Geschöpf, dem ich das gesagt habe — eigentlich das einzige, aus dem ich mir etwas mache. Bewahre es und vergiß es.„ Und nun Adieu!" sprach sie. „Treffen wir uns je wieder auf dieser Welt, so reden wir nicht mehr über dieses." Sie suchte in ihrer Bewegung nach der Thür und öffnete.

„Jedes Kreuz kommt von Gott — und die ärgste Sünde ist es, zu verzweifeln! Verlassen Sie sich darauf, das ist Wahrheit!" tröstete Elisabeth. Sie sagte das Beste, was sie zu sagen wußte.

Frau Beck wendete sich in der Thür noch um und schaute sie mit ihrem stillen, blassen, freudlosen Gesicht an.

„Elisabeth," sprach sie, „dies sand ich in meines Mannes Lade. Das will ich dir nur sagen, damit du nicht glaubst, dies habe mir je Kummer verursacht."— Und sie nahm aus der Tasche einen alten, vergilbten Papierfetzen und reichte ihn ihr hin.

Noch lange saß Elisabeth voll Betrübniß und dachte an Frau Beck.

Nun begriff sie, warum Jene so bleich war! Sie hatte keine Runzel im Gesicht; es sah so vornehm aus; aber wie kalt und — dürftig war es geworden! Die Arme, die Arme! Sie hatte es so schlimm! Man hätte in ihr nicht leicht wieder Marie Forstberg erkannt!

„Also das heißt unglücklich verheirathet sein!" sagte sie zu sich. Ihr schien, als habe sie in etwas Entsetzliches hineingestarrt.

Dies verfolgte sie bis an das Bett ihrer Muhme, und mit tiefem Mitleid sah sie die Gestalt ihrer Freundin vor sich.

Nachdem sich ihre Theilnahme etwas beruhigt, begann ein anderer Punkt des Gespräches, welcher bisher in ihrem Sinn zurückgedrängt gewesen, sie zu beschäftigen. Es waren die Worte, von welchen sie sich plötzlich so sehr verletzt gefühlt hatte.

„So, das sagt also die Welt von uns!" dachte sie. „Unglücklich verheirathet!"

Sie hatte Zeit und Einsamkeit genug, darüber nachzugrübeln, während sie die Kranke pflegte und bei ihr wachte. Mit halberschrecktem, prüfendem Blick betrachtete sie ihre eigene Ehe und den unaufhörlichen, fruchtlosen Kampf, unter welchem die Jahre vergangen. Nicht einen Schritt war sie vorwärts gekommen, sondern immer zurück gegangen, mehr und mehr. Konnte sie behaupten, dies sei Glück, ein solches Leben?

Und war denn Salve glücklich?

Sie sah ihn vor sich, wie er in der ersten Jugend gewesen, und dann wieder, wie er seither geworden, finster, wild und mißtrauisch, dachte daran, wie sie ihn daheim mit geheimer Furcht empfing, statt mit der Freude der Gattin, wie sie neulich geschieden waren, an Alles, was damals geschehen und was sie damals gefühlt.

Lange und mit Bitterkeit weilte ihr Gedanke dabei; so arg war es also zwischen ihnen geworden!

Mit Angst begann sie zu denken: „Vielleicht heißt das unglücklich verheirathet sein!" Früher war ihr nie eingefallen, daß man dies von ihr sagen könne; sie hatte ja den Mann gekriegt, den sie einzig und allein auf der Welt gemocht hatte!

Gegen Morgen saß sie mit den Händen um die Knie und starrte in die Stube hinein.

Das Nachtlicht leuchtete matt aus dem Glase hinter dem Bett. Die Worte, die Frau Beck gesprochen, als sie so bleich dastand und ihr ihr Unglück anvertraute, spukten immer in ihr; sie hörte sie deutlich, wortgetreu, einmal um's anderemal und wollten nicht weichen: „Ich sterbe Tag für Tag. Ich weiß selbst am besten, wie viel von mir noch übrig ist; wenig nur ist's, und wird immer weniger!"

Und da ging es ihr plötzlich wie ein Licht auf:

„Das ist ja gerade so, wie Salve und ich mit einander leben. Wir sind Beide beständig weniger geworden. Wir sterben täglich neben einander; das thut man immer in einer unglücklichen Ehe."

Lang saß sie gebeugt, schmerzvoll in diesen Gedanken hineinstierend. In aller Aufopferung, welche sie geübt, weil sie gemeint hatte, er vertrüge nicht die Wahrheit, sah sie nun nichts als eine verzehrende, jahrelange Lüge. Mangel an gegenseitiger Aufrichtigkeit war es, der Umstand, daß Beide den tiefen Grund der Wahrheit gescheut, was ihr Verhältniß krank gemacht hatte.

Da warf sie mit einemmale den Kopf empor und wilde Energie leuchtete in ihrem Antlitz auf. Sie sah so schön, so unbezwinglich stark aus!

„So darf es nicht weitergehen! Wir dürfen einander nicht länger das Dasein zerstören!" rief sie und erhob sich in großer Erregung.

„Was sagst du, Elisabeth?" fragte die Muhme, die eben aufwachte.

„Nichts, liebe Muhme!" antwortete diese und beugte sich zur alten Frau mit einer Schale Suppe nieder, die sie über der Nachtlampe warm gehalten.

„Du siehst so — so heiter aus, Elisabeth!"

„Ja, weil du so gut geschlafen hast, Muhme! Und nun trinke nur ein bisschen und du wirst sehen, du schläfst gleich wieder ein!"

Um ihre Lippen spielte ein Lächeln und ihre Haltung war selbstbewußt geworden. Sie fühlte sich in des Wortes tiefster Bedeutung erleichtert und innerlich befreit von vieljährigem Druck. Endlich hatte sie die richtige Einsicht und Klarheit gewonnen und konnte das durchschauen, was bisher wie ein feuchter, schwerer, irreführender Nebel auf ihrem Leben gelastet und jeden Schritt, jeden Gedanken, jede Freude unsicher gemacht hatte. Nun wußte sie, wo ihre Pflicht lag, was sie wollte und sollte.

Sie erwartete Gjert und Salve im Laufe des Tages und dachte viel darüber nach, wie sie ihren Mann empfangen würde. Es sollte und mußte nun zwischen ihnen zu einer Erklärung kommen; allein sie fühlte auch, daß sie klug vorgehen mußte.

Und doch, mit welcher Freude und Sehnsucht erwartete sie ihn nun!

XXVII.

Salve war so glücklich gewesen, ein englisches Barkschiff nach Hesnäs zu bergen und hatte dafür ein großes Salär empfangen. Es hatte ihm, wie gewöhnlich, vor der Heimkunft gegraut; doch als er seine Familie nicht vorfand und man ihm den Grund davon mittheilte, war er gleich nach Arendal gefahren, um sich zu erkundigen.

Elisabeth empfing ihn draußen auf dem Gange.

„Grüß dich Gott, Salve," sagte sie und nahm ihn bei der Hand. „Ich war deinetwegen sehr ängstlich und habe dich ungeduldig erwartet. Du mußt sehr leise auftreten—da hinein." Sie führte ihn in's Seitengemach. „Und wo ist Gjert?"

Er blickte sie etwas erstaunt an; das war nicht die Art und Weise, wie sie ihn sonst zu empfangen pflegte. Es war etwas Kühnes in der Art, wie sie gewissermaßen über sein Ausbleiben Rechenschaft verlangte. Sonst war er es, der das Gespräch einleitete und nach Belieben einen Schimmer von gnädiger Laune zeigte.

„Gjert," antwortete er kurz, „ist daheim. — Aber ängstlich warst du meinetwegen? — Hast ungeduldig gewartet?" fragte er in einem Tone, als fände er daran etwas auszusetzen, wollte es aber verschieben.

„Es kann mir doch nicht Alles eins sein, Mann, ob du da draußen umkommst—das weißt du ganz gut."

„Wie steht's denn mit der Muhme?" unterbrach er sie. „Ist sie sehr krank?"

„Du kannst sie sehen; komm' mit hinein—aber sachte!"

Salve fühlte, daß er eigentlich gezwungen wurde, folgte ihr aber doch.

Er hatte stets so viel als möglich vermieden, Mutter Kirstine zu sehen, und es ganz seiner Frau überlassen, die Beziehungen aufrecht zu halten. Er fürchtete das prüfende Auge der Alten und gedachte stets ihrer Warnung, sich Elisabeth nicht zu nähern, so lange er irgend einen Zweifel gegen sie in seinem Herzen nähre.

Als er in's Zimmer trat, näherte er sich mit Ehrerbietung ihrem Bette.

„Du bist's, Salve!" sprach die Muhme mit schwacher Stimme. „Man sieht dich nicht oft. Elisabeth hat mir so viel Gutes gethan und Henrik ist so still und lieb — wo ist denn Gjert — hast du ihn nicht mitgebracht?" Sie sah ihn fragend an.

„Er ist in der Hütte daheim, Muhme," erwiderte Salve. „Wie geht's Euch denn?"

„Na, ich danke, du siehst ja selbst. Ich denke so oft daran, was aus dem Buben werden soll — er ist so wild und doch so gut, der arme Kerl!"

„O, du wirst schon sehen, Muhme, wir bringen ihn schon vorwärts," sagte Elisabeth, welche hinter Salve stand, und näherte sich dem Bette; „aber du weißt, du sollst nicht viel reden."

Salve war peinlich berührt. Das Gespräch hatte sich gerade auf jenen Gegenstand gelenkt, welcher daheim den Anlaß zu dem letzten Unwetter gegeben und da nahm es Elisabeth noch so. Seine Miene war schroff.

„Du hast in der Nacht so froh ausgeschaut, Elisabeth! Wer war denn gestern hier und sprach mit dir?"

„Frau Beck."

„Die junge?" fuhr die Muhme erstaunt fort..

„Jawohl. Allein du redest zu viel, Muhme!"

„Ich fürchte selbst," dachte Salve. Doch als er bemerkte, daß ihm Elisabeth ganz unbefangen hinauswinkte, überwand er sich für einen Moment und sagte etwas gezwungen:

„Hoffentlich seid Ihr gesund, Muhme, bis ich in einigen Tagen wiederkomme! Lebt wohl bis dahin!"

Er ging etwas hastig hinaus und seine Stirn war gewitterdrohend. Sein Stolz verbot ihm, auszusprechen, was er dachte; doch lag es ihm auf der Zunge, ihr kurz und bitter zu sagen, daß sie seinetwegen natürlich in Arendal bleiben könne, so lang sie nur wolle—und dann gleich nach Hause zu reisen.

Elisabeth las in seiner Miene, was in ihm vorging, und als sie in die Küche gelangt waren, kam sie ihm zuvor:

„Du, höre einmal, Salve," begann sie, „ich bleibe selbstverständlich hier, so lange die Muhme krank ist."

„Natürlich," versetzte er trocken, „hier hast du ja auch Bekannte!"

„Du meinst Frau Beck? Sie ist gegen mich so freundlich gewesen, und ich habe sie lieb, sie ist unglücklich verheirathet, die Arme!"

Salve stutzte. Elisabeth schien ja plötzlich allerlei vergessen zu haben—daß es gewisse Steine des Anstoßes gab. Vielleicht weil sie nun bei der Muhme daheim war?

Er schaute sie kalt an, als begriffe er nicht recht, was sie sagte.

„Du kannst bleiben, so lange als du willst," sagte er und bereitete sich, fortzugehen, konnte sich aber nicht enthalten, noch beizufügen:

„Es ist ja auch so einsam und langweilig daheim!"

„Darin hast du nicht so Unrecht, Salve; ich habe es da draußen wirklich viele Jahre bisher einsam gehabt. Du bist so oft fort, und da sitze ich beständig allein da. Nun sind es zwei Jahre her, daß ich nicht bei der Muhme war."

„Elisabeth!" rief er und suchte sich noch immer zu beherrschen, „hast du den Verstand verloren?"

„Das will ich eben vermeiden!" antwortete sie mit eisiger Ruhe.

Er starrte sie an; — da stand sie und sagte ihm dies gerade in's Gesicht.

„Habe ich dich endlich!" bemerkte er höhnend. — „Geahnt habe ich's immer. Meinetwegen magst du nach Hause kommen, wann du willst," fuhr er kalt und gleichgiltig fort.

„Du hättest immer wissen sollen, daß du mich hast—daß ich dich liebte — vielleicht sogar zu sehr!"

„Ich werde dir Geld schicken — darauf kommt es mir nicht an. Meinetwegen kannst du mit Frau Beck und den Vornehmen umgehen, so lange es dir gefällt!"

„Und warum sollte ich mit Frau Beck nicht umgehen dürfen? Meinst du damit vielleicht," rief sie mit erhobenem Kopfe und unwillig funkelnden Blicken, „daß ich etwas gethan habe, was mir nicht erlaubt, mit freier Stirn in ihr Haus zu treten?"

„Eines will ich dir sagen, Salve — und ich sage es um unserer Liebe willen — das muß ein Ende nehmen! Denn wenn es so zwischen uns bleibt," schloß sie langsam und ihre Stimme bebte, „so könntest du vielleicht den Tag erleben, wo von dieser Liebe nichts mehr übrig wäre. Für dergleichen kann man nicht, Salve!"

Er stand noch einen Moment stumm und sah sie an. Die scharfen, dunkeln Augen verriethen, daß in ihm sich etwas Gefährliches regte, das loszulassen er selbst fürchtete.

„Ich will hoffen, du hast das in der Aufregung gesagt," antwortete er mit schrecklichem Ernst. — „Ich will darum nicht böse sein, sondern es vergessen, das versprechen ich dir — mir denken, daß du heute nicht recht bei dir selbst warst — krank —"

„Täusche dich nicht selbst, Salve! Ich meine jedes Wort — so gewiß, als ich dich liebe!"

„Lebe wohl, Elisabeth! — Ich komme Mittwoch wieder," sprach er, als ob er nun an seinem Vorsatz fest halten und nicht mehr hören wolle.

Nachdem er fortgegangen war, sank Elisabeth förmlich auf die Bank. Sie war entsetzt über das, was sie gesagt.

Eine tiefe, unbeschreibliche Angst erfüllte ihr Herz. Sie kannte ihn und wußte, sie setze bei seiner extremen Natur Alles auf's Spiel — laufe Gefahr, ihn ganz von sich und in ein wildes Leben in der Fremde hineinzustoßen. Und doch mußte, mußte sie es wagen. Und mit Gottes Hilfe wollte sie siegen und ihn mit ihrer Liebe festhalten.

XXVIII.

Während der Lootse seinen Kutter heimwärts steuerte, hatte er vom Vorgefallenen nur eine dumpfe Empfindung, allein der Groll brannte in seinem Auge und das braune, scharfe Gesicht trug einen harten Ausdruck.

Er war furchtbar gekränkt, bis in die letzte Herzfaser seines Stolzes verletzt. Auf neutralem Gebiete hatte sie ihn damit überfallen, im Hause der Muhme ihm gerade heraus gesagt, daß sie unglücklich gewesen, daß er sie tyrannisire, seitdem sie mit einander lebten. Er lächelte bitter — er hatte also doch Recht gehabt in dem Gefühle, daß sie gegen ihn nicht aufrichtig sei!

Ja, freilich waren sie unglücklich; allein an wem lag die Schuld? Warum hatte sie ihn von Anfang an im Unklaren und Ungewissen gelassen? Hatte sie ihn nicht getäuscht, als er jung war und kein Mißtrauen kannte? Und später? — Er hatte recht wohl gemerkt, wie viel Ueberwindung es sie kostete, sich in seine geringen Verhältnisse zu finden!

Er fühlte, daß er seine langjährige Herrschaft über sie verloren, und daß es nun einen Kampf galt. Es schien ihm, als habe sie plötzlich ein Pulverfaß in seine Stube gestellt und drohe, das ganze Haus in die Luft zu sprengen. Allein er war nicht gewohnt, sich zwingen zu lassen!

Als Salve in Merdö ankam, verläute er schweigend den Kutter, fast ohne Gjert anzusehen, der ihm dabei half, und ging dann schweigend in sein Haus hinein, wo er eine Weile beim Fenster stand und auf die Scheiben schrieb.

Bald war es draußen ganz dunkel. Gjert hatte Licht angezündet und es auf den Tisch gestellt. Er merkte, daß wieder etwas mit der Mutter los war; doch wagte er nicht, nach ihr zu fragen, so sehr es ihm auch das Herz abdrückte.

Der Vater saß den ganzen Abend still auf der zusammengelegten Schlafbank des Knaben.

Zur Zeit des Abendessens setzte Gjert etwas Speise auf den Tisch. Er fühlte, daß die Situation irgendwie gefährlich sei, und ging auf den Zehen und that Alles so leise, als er es vermochte; doch gerade dies machte ihn ungeschickt und so verursachte er mit den Tellern eine Menge Lärm.

Dies und die offenbare Furcht des Sohnes reizten Salve. Er fuhr plötzlich auf und brach mit einer Donnerstimme los:

„Fragst du nicht einmal nach deiner Mutter, Junge?"

Sonst wäre Gjert erschrocken; allein nun ängstigte er sich zu sehr um die Mutter, für welche er in seinem Herzen feurig Partei ergriff, und so erwiderte er mit Löwenmuth:

„Ja, Vater; die ganze Zeit habe ich daran gedacht, zu fragen, wie ihr geht. Kommt sie denn nicht? Die arme Mutter!" rief er, und dann brach der Knabe in Thränen aus, legte den Kopf auf den Arm und schluchzte.

„Die Mutter kommt wieder, sobald die Muhme gesund ist," sagte der Lootse beruhigend und milde. Doch bald fuhr er wieder auf:

„Du hast nichts zu flennen, Gjert! Du kannst ja zu ihr, wenn du willst, gleich morgen in der Frühe. Und jetzt geh' hinein und lege dich in unser Bett!"

Gjert gehorchte.

Der Lootse ging in starker Aufregung im Zimmer auf und ab.

„Das hat sie also ausgerichtet!" rief er. „Sie wußte, was sie that und womit sie drohte!"

Er setzte sich wieder mit gefalteten Händen auf die Schlafbank und starrte auf den Boden. Die Leidenschaft wühlte gewaltig in ihm.

„Doch zwingen wird sie mich nicht!"

Die Kerze war dem Verlöschen nah; er zündete eine andere an und steckte sie in den Leuchter. Es war schon nach Mitternacht. Eine Weile stand er mit dem Leuchter in der Hand still, ging dann hinein und leuchtete nach Gjert hin. Der Knabe lag auf dem Platze der Mutter und trug auf den Wangen noch die Spuren der Thränen, mit welchen er sich in den Schlaf geweint.

Lange stand der Lootse da. Seine Lippen zitterten, und sein Gesicht wurde ganz grau. Der Schmerz war nahe daran, ihn zu überwältigen. Dann ging er wieder hinaus und setzte sich wie vorher.

Als Gjert des Morgens erwachte, fand er den Vater angekleidet auf der Schlafbank liegen. Er schlummerte. Offenbar hatte er die ganze Nacht gewacht. Das schnitt dem Knaben in's Herz — der Vater that ihm nun so schrecklich leid!

Bald darauf erwachte Salve und sah Gjert anfangs ganz verwirrt an. Dann aber sagte er freundlich:

„Gestern versprach ich dir, mein Sohn, daß du nach Arendal zur Mutter fahren dürfest; sie sehnt sich vielleicht, dich zu sehen!"

„Wenn die Mutter nicht krank ist, so möchte ich lieber bei dir bleiben, Vater, bis du selbst hingehst. Henrik ist ja ohnehin dort."

„So, das möchtest du?"—Die Stimme war etwas tonlos, und er sah ihn an, als dächte er sich etwas dabei.

„Aber ich will dennoch, daß du hinfährst, Gjert!" sagte er plötzlich in einem veränderten Ton, dessen Schärfe keine Einwendung zuließ; „die Mutter hat nichts weiter mitgenommen. Du wirst ihr in dieser Kiste das Feiertagsgewand und was sie sonst noch brauchen kann, nach Arendal bringen Es kann lang dauern, ehe.....ehe die Muhme gesund wird," setzte er hinzu und verließ die Stube.

Während Gjert daheim Alles ordnete, setzte sein Vater am Strand die kleine Bark aus und legte dem Knaben selbst die Ruder hinein.

Ehe derselbe wegfuhr, streichelte ihm Salve die Wange, sprach aber etwas bitter:

„Grüße mir die Mutter und sage ihr, der Vater käme, wie er es gelobt, am Mittwoch hinein. Fahre nur recht vorsichtig, Junge — ich habe nicht wollen, daß du ein Segel führst."

Lang schaute Salve dem Boote nach und dem Sohne, der hinüberruderte; dann ging er zur Windfahne hinauf und spazierte da nach gewohnter Weise mit den Händen auf dem Rücken herum. Doch bald trieb ihn die Unruhe wieder nach Hause, wo er sich so gut wie den ganzen Tag allein aufhielt.

Der erste Zorn war nun so weit verraucht, daß er mit Klarheit denken konnte. Was ihn vor Allem beschäftigte, war das Erstaunen, was mit ihr vorgegangen sein mochte — so auf einmal? Es war doch nicht jene Scene, ehe er in die See stach? Aehnliches war doch schon öfters passirt! Nein, es mußte etwas Anderes dahinter stecken; es war in Arendal über sie gekommen. Sie hatte mit einer gewissen Beziehung auf die eigenen Verhältnisse von Frau Beck's unglücklicher Ehe gesprochen. Ja, es war klar; sie hatte mit Frau Beck geredet; sie mußte es von ihrer alten Freundin her haben. „Hm!" brach er zornig aus, „ich bin diesen Beck's wirklich viel Dank schuldig; es ist gerade, als sollte mir alles Unglück aus diesem Schlangenneste kommen!

Mit all' dem ist sie hier im Hause herumgegangen und hat es mir verhehlt, hat sich gedeugt und hat geschmiegen. Nun ergriff sie die Gelegenheit. Und drinnen in Arendal durfte sie ja sicher sein, mit dem Recht in den Händen da zu stehen gegen ihren Mann, den schlimm angeschriebenen Lootsen, sie Alle für sich zu gewinnen, von der Muhme an bis hinauf zu diesen Beck's!"

Und was war Elisabeth eigentlich bei diesen Beck's geschehen? Er hatte es nie recht erfahren.

„Sie bedingte sich aus, daß ich ihr glaube; etwas Anderes wollte sie nicht dulden! Und das hat mich doch eigentlich immer gequält."

„Aber nun habe ich keine Lust mehr, noch länger deren Narr zu sein!" rief er aus, sprang in voller Raserei empor und schritt im Zimmer auf und ab. „Sie soll mir Rechenschaft geben, sie, die mich mit Füßen getreten!"

Er setzte sich an den Tisch und hing seinen Gedanken nach.

„Elisabeth, Elisabeth, was hast du gethan!" flüsterte er und verbarg die Stirn in den Händen.

„Ja, was hat sie gethan? Ich glaube, nichts, lieber Salve — nur daß du verrückt bist! — Ja, ja, wer nun recht glauben könnte, daß nichts passirt ist!"

„Wenn ich nur wieder eine Weile bei ihr bin, so wird mir ganz leicht!" seufzte er, und dann wieder mit Selbstverachtung:

„Eigentlich sollte ich hier in der Stube hocken wie ein Anschovis—ich vertrage es nicht, aus der Salztunke genommen zu werden!"

„Wie glich sie der Elisabeth von ehemals, als sie so da stand und mir all' das sagte; — ihresgleichen gibt es kein zweitesmal auf der Welt! Seit Jahren habe ich sie nicht so gesehen!

Sie hat mir oft gesagt, daß sie mich liebt, mich geliebt hat, seitdem sie mich kennt, schon damals beim Großvater auf der Schäre — und sie lügt nicht; dafür gebe ich freudig mein Leben hin!"

„Wahrhaftig, ich glaube dir, Elisabeth, wenn du so vor mir stehst und zu mir sprichst!" — und er schlug auf den Tisch, als ginge die Scene gerade jetzt vor sich.

„Warum aber soll sie mich lieben? Hat sie ihre Gedanken nicht auf viel mehr gestellt, als ich armer Lootse und meine elende Hütte ihr gewähren können? Hat sie sich nicht immer nach etwas Großem gesehnt?"

Sein Aeußeres war in diesen Tagen vernachlässigt, halb verwildert. Ging er aus dem Hause, so schien ihm bald, er könne draußen keine Ruhe finden und er eilte wieder hinein.

Die Gemüthsbewegungen hatten ihn angegriffen und er saß nun, den Tag vor seiner Abreise, einsam in seiner Stube; — es war darin so traurig und leer!

Dort im Fenster neben dem Klapptisch, bei welchem sie zu sitzen und zu arbeiten pflegte, stand der polirte Büffelhuf, den er einmal, der Curiosität halber, aus Montevideo mitgenommen und dann für Elisabeth zum Nähkissen hatte mformen lassen, und an der Wand, unter der Schilderei, der in Bein zierlich ausgeschnitzte Elephant, den er auch aus der Zeit her hatte, da er seine Weltreisen machte.

Eine Zeit lang stand er in Grübeleien versunken und betrachtete all' diese Gegenstände und ging hierauf in's Schlafzimmer;—hier standen ihre und des Taschengückers Betten.

Er schaute nach der einfachen Commode mit den vielen Laden. Hierher pflegte sie den lackirten, rosenverzierten Spiegel, der sonst in der Stube draußen hing, zu stellen, wenn sie ihr prächtiges, helles Haar kämmte. Er erinnerte sich der vielen Gespräche, welche sie mit einander geführt, während sie mit dem schlanken Hals und der kräftigen, wohlgeformten Gestalt abgewendet dastand und ihm oft nur durch ihr Mienenspiel antworten konnte.

Lang beschäftigten sich seine Gedanken nur mit diesem und mit anderen Kleinigkeiten, welche bei einem so reifen, vierzigjährigen Manne, und schon gar von seinem barschen, dunkelbärtigen Aussehen, kindisch erscheinen konnten; aber er war nun Alles eher als barsch.

Plötzlich ward er ganz still. Er fühlte, daß er sie nicht entbehren konnte, und blickte sich mit aufsteigender Angst langsam um.

Es kam ihm vor, daß sie wirklich fort sei, daß er sie irgendwie verloren habe, und daß nun Alles im Zimmer da stand, wie sie es verlassen — und still und verstaubt immer so stehen werde — unwiderruflich!

„Ich habe es verdient!" murmelte er, und seine Stirn bedeckte sich mit Schweiß. „Hat sie es etwa bei mir so gut gehabt, daß sie auf mich halten sollte? Ist meine Thorheit nicht von Allem die Schuld? Sie hatte Recht, mehr als Recht! — Ich habe sie schlecht behandelt, mißtrauisch, tyrannisch—immer, unaufhörlich; —nun kann ich, so lang ich will, hier sitzen und es bereuen! Sie wäre nicht die, welche sie ist, wenn sie solches erträge!"

Er verweilte bei dieser Idee, bis er plötzlich zur Erkenntniß kam und mit bitterem Hohn gegen sich selbst in die Worte ausbrach:

„Ich habe es nicht ausgehalten, zu denken, daß sie es hätte besser haben können, daß ich ihr gegenüber selbst wenig taugte und ihr nicht genügen konnte. — Das ist's, was im Grunde stets an mir genagt hat, und da habe ich mich daran geklammert, daß ich ihr nicht trauen könne."

„Glaube ich das?" fragte er sich dann langsam, und sein Gesicht wurde, je meh